Glaube und Wandel

Autor(en): **Liechtenhan, R.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 11

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-131511

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Glaube und Wandel.

1 Petr. 1. 15. Wie der, welcher euch berufen hat, heilig ist, so seid auch ihr heilig in allem euerm Wandel!

Wir kennen die Rede wohl: „Es ist gleich, was einer glaubt; wenn man nur recht ist.“ Die so sprechen, wollen damit den angeblichen Grundsatz der Religion zurückweisen, daß der Mensch nach seinem Glauben beurteilt werden müsse, wobei unter Glauben die Zustimmung zu einzelnen Sätzen verstanden wird. Sicher ist dieser Grundsatz schon unendlich häufig im Namen der Religion betätigt worden. Wir Pfarrer erleben es genug, daß ihn Laien bei uns voraussetzen.

Aber christlich ist er nicht. „Es werden nicht alle, die Herr! Herr! zu mir sagen, ins Himmelreich kommen, sondern die da tun den Willen meines Vaters im Himmel.“ Wie ein rechter Herrscher seine Untertanen danach beurteilt, ob sie mit ihm am Wohl des Volkes arbeiten, und nicht ob sie mit ihren Ehrenbezeugungen seiner Eitelkeit schmeicheln, so schaut auch Gott nicht darauf, ob wir an ihn geglaubt, sondern ob wir seiner Sache, dem Guten gedient haben. Und wenn die christliche Kirche zu Zeiten anders geurteilt hat, so ist sie ihrem Meister untreu geworden.

Trotzdem ist es nicht „gleich, was einer glaubt.“ Der Glaube so gut wie der Wandel ist die Frucht rechter Gesinnung. Natürlich bloß lebendiger, eigener, nicht nachgesagter Glaube, Glaube im richtigen Sinne, nämlich vertrauensvolle Erhebung des ganzen Innern zu Gott. Die Niedriggesinnten, die bloß Geld, Genuß und Ehre suchen, sind blind für Gottes Größe, taub für die Stimme des Gewissens, und ein Mensch, der wie Jesus eine gesicherte Lebensstellung, ja das Leben selbst für eine unsichere Sache opfert, ist ihnen ein Tor. Es braucht edlen Sinn, um in Ehrfurcht vor Gott niederzusinken, um in der Stimme des Gewissens göttlichen Zwang zu spüren, um in Jesus göttliche Art zu finden. Auch der Glaube ist eine Aeußerung eines edlen Innern.

Er ist aber auch eine Wurzel heiligen Wandels. Natürlich nur wieder wirklicher, selbst gewonnener Glaube. Wohl leugnen wir nicht, daß es edle Atheisten gibt, und geben zu, daß sie Gott sicher lieber sind als unedle Gottesgläubige. Aber es fragt sich, ob ihre Gesinnung nicht die Nachwirkung religiöser Erziehung ist, ob ihr Bestes nicht schließlich von Jesus herstammt. Und wir können sie darauf hinweisen, daß sie doch leben, als ob sie den Glauben hätten, den sie leugnen; denn ihr Streben hat ja nur Sinn, wenn das Gute die Macht ist, welche die Welt regiert, ihr Sinn und Zweck gibt.

Aber auch davon abgesehen, beweisen doch diese edlen Gottes-

leugner noch nicht, daß der Glaube keine Kraft zum Guten sei und daß wir ihn entbehren können.

Er hilft doch los von der Selbstzufriedenheit. Es ist bezeichnend, daß die Rede zu lauten pflegt: „Wenn man nur recht ist.“ Unser Spruch aber sagt: „Ihr sollt heilig sein.“ Wir spüren sofort den Unterschied, der in diesen beiden Worten liegt. Der Glaube läßt uns noch nicht zufrieden sein, wenn wir vor den Menschen ohne Vorwurf dastehen; er läßt uns nicht ruhen, bis auch das verborgenste Innere vor Gottes Augen rein daliegt. Erst der Glaube treibt uns, das Schwerste von uns zu verlangen, um Gottes willen.

Für sich selbst und vor den Menschen recht und tugendhaft sein zu wollen, ist kein Ziel, für das man sich begeistern und für das man drum auch leiden kann. Erst wenn das Herz erfüllt ist von Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe gegen Gott, und wenn es weiß, daß Gottes Ziele nur über Alles heilsam und herrlich sein können, gewinnt es auch die Begeisterung, welche über alle kleinlichen Aengste und Bedenken unserer alten Natur hinwegschreitet, durch keine Gefahr und keinen Mißerfolg sich entmutigen läßt.

Der Glaube erst gibt die Zuversicht, daß unser Streben nicht umsonst ist, auch wenn wir keinen Erfolg zu sehen bekommen. Erst solche Zuversicht macht das Streben freudig und unermüdlich, und ohne Freudigkeit und Zähigkeit ist es tot.

Ja wir begreifen hintendrein gar nicht, wie man fragen kann, ob der Glaube entbehrlich sei. Er ist ja nicht eine saure Aufgabe, sondern ein köstliches Geschenk. Und haben wir das erkannt, so werden wir uns auf ihn nichts einbilden und werden auf ihm nicht ausruhen. Denn er ist ja selbst ein Ringen, heilig zu werden.

R. Liechtenhan.

Lesefrucht.

Zu menschenwürdigen Höhen sieht der ins Innere reichende Blick doch nur Menschen gelangen, die leben, als ob ein ewiges Ziel erreichbar wäre, obwohl nirgends Garantien dafür winken, und als ob Freiheit und Selbstverantwortlichkeit beständen, obwohl jede logische Erwägung des Kausalnexus unvermeidlich dem Determinismus entgegentreibt, und als ob ein Gott über dem Ganzen wie dem Einzelnen walte, obwohl am sausenden Webstuhl der Zeit seine Hand sich nirgends unabweisbar bemerklich macht, und als ob schließlich Glück, Liebe und Friede aus dem Kampf der Elemente des Daseins erblühen müßten, obwohl was uns zu Ohren kommt oft genug nicht sowohl Harmonie der Sphären als vielmehr Geheul höhnender Dämonen bedeutet.

(Prof. H. J. Holtzmann in Prot. Monatshefte 1900. S. 322.)